

Neuerfindung des Bucovina-Sounds

Fragen an den Frankfurter Musiker und DJ Stefan Hantel alias Shantel

Herr Hantel, wie würden Sie selber Ihre Musik bezeichnen?

Als Musik aus Kontinentaleuropa – ein Sound, der diesen kulturellen und geographischen Flickenteppich ganz gut verkörpert. Es ist aber vor allem ein urbaner Sound – ich mache keine traditionelle Musik, keine World Musik oder Folklore. Man hat mich immer stark im Balkan oder Osteuropa verortet. Diese Einflüsse spielen vielleicht eine Rolle, aber keine dominante. Man kann das vielleicht mit Tango nuevo, Latin Pop oder Ragga Muffin vergleichen: Das sind Musikstile, die so niemals in den so genannten Herkunftsländern hätten entstehen können – die sich gerade in der Fremde, in der Diaspora wie in New York oder London, weiterentwickeln.

Sie sorgen aber dafür, dass bestimmte traditionelle Richtungen wie Klezmer oder Polka ein größeres Gehör finden. Songs wie „Disco Partizani“ haben schon dafür gesorgt, dass Künstler aus Osteuropa, die dort keine Chance haben, stärker in Deutschland akzeptiert sind. Aber die Akzeptanz hängt davon ab, dass sie innerhalb des hiesigen Authentizitäts-Begriffes performen. Das ist das Dilemma: Man möchte beispielsweise keine Roma-Kapelle, die mit Synthies spielt. Dieselbe Ablehnung konnte man beobachten, als in den 70er Jahren afrikanische Musiker auf einmal mit E-Gitarren experimentierten. Ich habe das Glück, dass ich mir als Exot eine Oase erschaffen habe. Ich bin schon seit 10 Jahren sehr erfolgreich unterwegs und meine Zuhörerschaft wächst. Dieses Jahr war ich schon in Mexiko, bin demnächst in New York und Kanada. Meine Musik ist ein nicht klar definierter

Klangkosmos. Klar, man kann manche Melodien vielleicht dem Klezmer zuordnen, andere klingen eher slawisch. Bei den Rhythmen bin ich mir gar nicht sicher, weil ich

lich einfache Produktionsmittel, mit denen man aber viel machen konnte. Das war eine Art von Demokratisierung in der Musik. Vorher konnte man nur mit lukrativen

Vielfalt und die pluralistische Schnittstelle zwischen vielen Traditionen existiert heute dort nicht mehr. Ich habe nur noch eine Kulisse, eine leere Hülle vorgefunden. Es war dann so, dass ich mir gesagt habe: Ich akzeptiere diese Vergangenheit als Teil meiner Identität, aber als Künstler und Musiker orientiere ich mich nicht an der Geographie. Meine Musik ist meine persönliche Interpretation der Bucovina, die Neuerfindung des Mythos, etwas sehr Virtuelles.

Sie leben in Frankfurt. Hat die Internationalität dieser Stadt Ihre Musik geprägt?

Ich muss schon sagen, dass der Bucovina-Club damals am Schauspiel Frankfurt als Abendprogramm nur deswegen so umgesetzt werden konnte, weil die Stadt ein sehr schöner Schmelztiegel ist. Berlin beispielsweise verfügt auch über viele Nationalitäten und Szenen, die aber nicht miteinander kooperieren. Als ich damals mit der Club-Reihe am Schauspiel anfing, war das eine wahnsinnige Mischung aus ganz verschiedenen Szenen. Elektronik traf auf HipHop, Muslime auf Juden, auf Ex-Jugoslawen, Rumänen, Griechen und Türken.

Sie haben im Bahnhofsviertel auch schon einen Club betrieben.

Ja, das war das Lissania in der Kaiserstraße. Ende der 80er/90er war das Bahnhofsviertel eine spannende Spielwiese. Ich hatte dort eine irre Zeit und habe einige Clubprojekte angestoßen. Ich habe damals dort alles gelernt, was man über Popkultur wissen muss. Auch darüber, wie man Genre Grenzen niederreißen kann. Hinsichtlich der

Freiräume und Experimentierflächen ist es dagegen heute für Künstler sehr schwierig geworden. Ich selber mache daher in dieser Stadt fast gar nichts mehr.

Stimmt das, dass Sie an der Goethe-Universität mal Soziologie studiert haben?

Ja, auch Kunstgeschichte und Kommunikationsdesign. Das ist für mich alles auch heute noch wichtig und spannend. Als Musiker brauche ich den inhaltlichen Background und interessiere mich für geschichtliche Zusammenhänge. Ich erzähle ja auch immer Geschichten in meinen Songs. Ich habe mal eine Compilation namens „Kosher Nostra – Jewish Gangster Greatest Hits“ herausgegeben, über den kulturellen Clash einer ethnischen Minderheit in der Fremde. Nur Hedonismus und Spaß haben ist für mich als Künstler keine Motivation.

Was erwartet die Besucher auf dem Sommerfest, wie viele Musiker werden auf der Bühne stehen?

Ich bin mit meiner Band unterwegs, die sich jedes Jahr fast neu zusammensetzt. Es ist ein umfangreiches und vielfältiges Programm von 2 bis 2 ½ Stunden. Meine Hits sind natürlich dabei, aber es gibt auch viel Neues. Es ist ein Heimspiel für mich, darüber freue ich mich besonders. Ich fühle mich auch sehr geehrt, dass ich an dem Jubiläum der Goethe-Universität teilnehmen darf!

Die Fragen stellte Dirk Frank.



Photo: Matthias Hornbauer

Shantel & Bucovina Club Orkestar spielt am **18. Juli** auf dem Uni-Sommerfest (ab 22 Uhr, Hauptbühne, Campusplatz).

Mehr Infos zum Sommerfest unter www2.uni-frankfurt.de/50932382/sommerfest-woche

da eher auf bodenständige Rhythmen setze aus dem Bereich Disco, Rock/Pop und Dancefloor.

Dabei haben Sie in den 90ern noch eine Musik gemacht, die man als Downbeat bezeichnet. Kruder & Dorfmeister standen ja für diese Richtung.

Ja, wir haben auch einiges zusammen gemacht. Ich war fest in der elektronischen Szene verankert. Techno und House fand ich allerdings scheußlich, uninteressant. Aber alles, was sich daneben tat, fand und finde ich interessant. Ich war ohnehin nie Musiker in dem Sinne: Hier sind die Noten und jetzt spiel' es mal runter. Mit dem Aufkommen des Samplers und anderer digitaler Technologien gab es plötz-

Plattenverträgen und entsprechendem Budget Musik machen.

Eine Reise in die Heimat Ihrer Großeltern nach Czernowitz, das heute in der Ukraine liegt, war der Anlass für eine musikalische Neuausrichtung. Wie hat man sich das vorzustellen, wie sind Sie dort vor Ort von der Musik „infiziert“ worden?

Schon als Jugendlicher wollte ich immer dorthin, und nachdem die Mauer gefallen war, habe ich das auch in die Tat umgesetzt. Und ich bin dort hingereist mit einer Vielzahl an romantischen Erzählungen über die Bucovina-Kultur im Gepäck. In der Realität dort vor Ort habe ich davon allerdings nichts mehr vorgefunden. Die kulturelle

Der Student und das Eigenheim

Studie über Bedürfnisse künftiger Entscheider bei Tagung »The University and the City« präsentiert

Bezahlbaren Wohnraum, am liebsten als Eigentum – das wünschen sich Frankfurter Studierende mit Perspektive auf das Jahr 2035. „Die eindeutige Tendenz zu einem bürgerlichen Werteprofil hat uns überrascht“, sagt Alexander Ebner, Professor für Politische Ökonomie und Wirtschaftssoziologie an der Goethe-Universität. Zusammen mit der Diplom-Volkswirtin Nina Rodmann und den Studenten Joachim Gros und Aaron Schwarz hat er eine Studie konzipiert und durchgeführt, die der Frage nachging: Wie sehen die Studierenden an der Goethe-Universität die Metropolregion im Jahr 2035? Initiiert und beauftragt worden war die

Studie von der Wirtschaftsinitiative FrankfurtRheinMain, einem Zusammenschluss von rund 150 in FrankfurtRheinMain angesiedelten Unternehmen, darunter die FRAPORT AG und die Deutsche Bank AG. Die Ergebnisse standen im Mittelpunkt des Eröffnungsabends der internationalen Konferenz „The University and the City“ an der Goethe-Universität.

Die Studierenden von heute sind die Entscheider von morgen – und somit ist ihr Bild von der Region wichtig für die weitere Entwicklung des Standortes. Denn wer gern im Rhein-Main-Gebiet lebt und nach dem Abschluss hierbleiben möchte, könnte ein Gewinn sein für den Wirtschafts-, For-

schungs- und natürlich auch Universitätsstandort. Doch wie sieht das Bild aus, das sich Studierende der Wirtschaftswissenschaften, der Soziologie und der Rechtswissenschaften von der Region machen, welche Ansprüche und Erwartungen haben sie an die Region? Das hat das Team um Alexander Ebner mit Hilfe von 100 Befragungen ausfindig zu machen versucht. „Genug, um ein solides Meinungsbild zu rekonstruieren“, wie Ebner bekräftigt.

Wunsch nach (Wohn-)Eigentum

Demnach werden von den heute an der Uni Eingeschriebenen vor allem die hohen Mieten, die

Fortsetzung auf Seite 13



Fortsetzung von Seite 12 –
Der Student und das Eigenheim

Lebenshaltungskosten und der teure Personennahverkehr moniert. „Das ist ein Problem, das natürlich nicht von heute auf morgen gelöst werden kann. Aber es könnte ein Handlungsappell an die Politik sein“, so Nina Rodmann, die Koautorin der Studie. Überraschend gewesen sei, dass die Typologie der „Generation Y“ offenbar nur bedingt gilt: Eine Abwendung vom Materiellen zugunsten von mehr Work-Life-Balance war aus den Antworten nicht ableitbar. „86 Prozent der Befragten wünschen sich Wohneigentum, die meisten ein Haus“, ergab die Befragung. „Das wäre in den 70er Jahren nicht so eindeutig gewesen“, wundert sich Alexander Ebner. Zugleich aber würde die Lebensqualität als Standortfaktor ebenfalls hoch eingeschätzt, Punkte wie Naherholung, Freizeitwert und kulturelle Angebote spielten eine wichtige Rolle. Hier gebe es aber auch durchaus noch Entwicklungspotenzial, so Ebner.

Einen Schatten auf das Image der Stadt wirft immer noch die Kriminalitätsrate, hat das Team um Ebner und Rodmann herausgefunden. Dabei seien viele Delikte in Zusammenhang mit dem Flughafen zu sehen und Frankfurt de facto nicht gefährlicher als andere Städte; andererseits wohnten Studierende oft in „nicht so prickelnden Lagen“, was auch deren Wirklichkeitswahrnehmung beeinflusst. Insgesamt seien die Aussagen darüber, was als negativ empfunden wird, jedoch sehr heterogen und kaum auf einen Nenner zu bringen.

Die Reaktionen auf die Studie waren durchaus lebhaft, am Abend ergaben sich noch viele interessante Diskussionen. Auf Wunsch der Auftraggeber soll die Studie auf andere Fachbereiche ausgedehnt werden, eventuell werden auch die Ausbildungsberufe der IHK einbezogen.

Darüber hinaus befasste sich die Konferenz mit der Frage, wie Universitäten und Städte ihre Autonomie nutzen und welchen Einfluss die Autonomie auf die Zusammenarbeit von Universitäten und Städten haben. Ein Beispiel hierfür ist die Pflege von internationalen Beziehungen, auch in Netzwerken. So unterhält die Goethe-Universität strategische Auslandspartnerschaften, was zur zunehmenden Vernetzung von Universität und Stadt beiträgt – zu beiderseitigem Nutzen.

Die Konferenzreihe „The University and the City“, die 2010 gemeinsam mit der University of Toronto ins Leben gerufen wurde, findet im Zweijahresturnus statt. Sie soll gleichermaßen wissenschaftliche Konferenz und ein Instrument zur Entwicklung der Strategischen Partnerschaften der Goethe-Universität mit ausländischen Hochschulen, aber auch mit der Stadt Frankfurt sein. Im Jubiläumsjahr sollte sie zur internationalen Wahrnehmung beitragen.

Anja Sauter

Dinge, die Geschichte in sich tragen

Die Besucher der Ausstellung HUNDERT schreiben ihre eigene Geschichte der Universität



Artikel im UniReport über
Paula Reinhard (April 1968).

Foto: Melsert
Am 21. März feierte Paula ihren Geburtstag. Kaum ein Geburtstag findet in unserer Universität soviel Beachtung wie Paulas Jubeltag. Diesmal waren die Glückwünsche zum 21. März besonders reichlich, hörte man doch, daß Paula mit diesem Tag die Altersgrenze erreichte. Allerdings fiel es schwer, das zu glauben, denn vom freundlichen vitalen Wesen und vom Aussehen her wollte ihr keiner das Alter so recht abnehmen. Paula Reinhard ist nunmehr seit 32 Jahren der gute Geist der Mensa und für viele Professoren und Studenten, insbesondere für die ausländischen Kommilitonen, die personifizierte „alma mater“. Glücklicherweise bleibt uns Paula noch für eine Weile in der Mensa erhalten, wo sie ihren Kolleginnen in der Mittagszeit hilft. Ihre Freunde und Stammgäste werden ihr dankbar sein.

Gegenstände tragen eine Geschichte in sich. Doch sie können mehr als nur ihre eigene Chronik erzählen, sie können das Bild einer ganzen Universität zeichnen.

Eine Schöpfkelle aus den 1960er Jahren: Ein Text erklärt unter dem Titel „Schöpfungsakt“, dass die Kelle Paula Reinhard gehörte, die 30 Jahre lang der „gute Geist der Frankfurter Mensa“ war. Mehr wird nicht preisgegeben. Der Besucher, der dieses Exponat sieht, kann sich nun seinen Teil denken. Er kann sich ausmalen, wer Paula Reinhard war, wen sie wohl alles bewirtete und warum ausgerechnet ihre Schöpfkelle in die Sammlung des Universitätsarchivs Frankfurt aufgenommen wurde. Hat der Gegenstand den Besucher erst einmal neugierig gemacht und reicht es ihm nicht aus, die Lücken mit der eigenen Vorstellung zu schließen, so kann er Nachforschungen anstellen und herausfinden, was genau für eine Geschichte hinter dem Objekt steckt...

Schöpfungsakt

Und so geht das Konzept des Kurators Dr. Michael Maaser, Leiter des Universitätsarchivs, auf. Denn Maaser möchte nicht den Gründungsmythos der Goethe-Universität nachzuerzählen. Sein Ziel sei es viel mehr, die Besucher der Ausstellung anzuregen, ihre eigene Universitätsgeschichte zu schreiben. Auch wolle Maaser mit der Ausstellung ein möglichst breites Publikum erreichen. Besonders wirksam spielte dabei der Aspekt mit rein, dass er mit HUNDERT weniger belehren wolle, sondern vor allem unterhalten. So wird dem Besucher nicht nur der Freiraum gelassen, sich zu entscheiden, wie weit und konkret er sich mit dem Gegenstand auseinandersetzen will, auch in der Präsentation der Objekte sind die Texte so offen gehalten, dass sie dem Rezipienten genügend Raum lassen, selbst Bezüge herzustellen und Lücken mit der eigenen Imagination zu schließen. „Es geht mir dabei nicht um Vollständigkeit“, so Maaser. Die Texte des Katalogs sind gespickt mit Anspielungen und werfen dadurch viel mehr Fragen auf, als sie Antworten geben.

Das Gedächtnis der Universität

Das Universitätsarchiv, zu dem auch das Literaturarchiv und die Kunstsammlung gehören, beinhaltet abgesehen von zweidimensionalen Objekten, also Dokumenten aus der Verwaltung und Forschung, auch dreidimensionale Objekte, beispielsweise aus Nachlässen von Professoren. Darunter finden sich Gegenstände wie eine Nobelpreisplakette oder Briefe Albert Einsteins. Der große Unterschied zwischen dem Universitätsarchiv und einer Bibliothek ist der, dass im Archiv nur Unikate zu finden sind. Das Archiv der Goethe-Universität stellt mit 7,2 Regalkilometern das zweitgrößte Archiv der Stadt Frankfurt und eins der größten Universitätsarchive Deutschlands dar.



Beam me up!

Wie kann man Objekte aus der Vergangenheit mit einer geschichtsträchtigen Aura wirkungsvoll in den universitären, heutigen Alltag „beamen“? Zur Bewältigung der Aufgabe arbeitete Maaser mit dem Designer Lars Contzen zusammen. Dieser ist spezialisiert auf die Entwicklung von Oberflächen für Laminat und Designtapeten und hatte sich bis dato nicht mit Fragestellungen aus dem Ausstellungskontext auseinandergesetzt. Contzen entwarf eigens für HUNDERT eine Präsentationsform, die durch ihre äußerst gegenwärtige Gestaltung die Objekte in einen zeitgemäßen Kontext einbindet. So entstanden Zeitkapseln. „Die Grundidee der 64 Kapseln, in denen die Objekte ausgestellt werden, ist das Quadrat“ so Maaser. Dieser Grundgedanke regiert auch die Gestaltung des Begleitheftes, das optisch eine ebenso klare Linie hat. Die Objekte werden dort nach alphabetischer Reihenfolge, und nicht chronologisch, aufgeführt. Das Erscheinungsbild der „Zeitkapseln“ lässt, im wahrsten Sinne des Wortes, an das Konzept des White Cubes denken.

Alma Mater

Paula Reinhard, so viel lässt sich an dieser Stelle zur Auflösung beitragen, servierte von 1936 bis 1968 den Mensabesuchern das Essen mit ihrer Kelle. Damals gab es noch keine Selbstbedienung und die Mensamitarbeiterinnen brachten ihren Kollegen das Essen an den Tisch. Paula wurde durch ihr unermüdliches und herzliches Wesen zu einer prominenten und wichtigen Persönlichkeit. Für viele Professoren und Studierende, doch insbesondere für ausländische Studierende, stellte sie die personifizierte „alma mater“ dar. Ein Gründungsmythos versucht die Geschichte einer Universität zu vermitteln. Doch das, was Universität letzten Endes ausmache, seien ihre Menschen, sagt Maaser und zeichnet mit den vielen kleinen Geschichten ein farbenprächtiges Bild der Goethe-Universität.

Tamara Marszalkowski

11. Juli bis 18. Oktober 2014

Ausstellung

HUNDERT: Die Goethe-Universität in 100 Dingen

Zu einhundert Gegenständen aus den Beständen des Universitätsarchivs wird jeweils eine Geschichte erzählt. Eine Ausstellung des Universitätsarchivs Frankfurt.

Campus Westend, Foyer im IG-Farbenhaus